

Thomas Böhler · Otto Neumaier · Gottfried Schweiger  
Clemens Sedmak

Menschenwürdiges Arbeiten

Thomas Böhler · Otto Neumaier  
Gottfried Schweiger  
Clemens Sedmak

# Menschenwürdiges Arbeiten

Eine Herausforderung  
für Gesellschaft, Politik  
und Wissenschaft



**VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Katrin Emmerich / Marianne Schultheis

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe  
Springer Science+Business Media.

[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg  
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16676-6

# INHALT

Vorwort	7
Thomas Böhler · Otto Neumaier · Gottfried Schweiger · Clemens Sedmak	
I. Was »Arbeit« bedeutet	II
Otto Neumaier	
II. Arbeit im Strukturwandel	39
Gottfried Schweiger	
III. Interessen und Verständnis eines zukünftigen Arbeitsmarktes	73
Thomas Böhler	
IV. Menschenwürdige Arbeitslosigkeit. »Decency« und Arbeitsmarkt	133
Clemens Sedmak	

## VORWORT

Thomas Böhler · Otto Neumaier · Gottfried Schweiger · Clemens Sedmak

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit, die anlässlich der vom Zentrum für Ethik und Armutforschung der Universität Salzburg und der Salzburg Ethik Initiative veranstalteten Konferenz »Perspectives on Work« im Mai 2007 begonnen wurde. Es stellt den Versuch dar, sich aus unterschiedlichen thematischen aber auch disziplinären Perspektiven dem Phänomen der Arbeit zu nähern und damit auch einen Beitrag zur Entwicklung von Lösungsvorschlägen zu leisten. Auch wenn sich spätestens seit dem Ende des Vollbeschäftigungsraums in den 1970er Jahren eine weitreichende Debatte um den Begriff und die Zukunft der Arbeit, um neue und alternative Arbeitsformen, um die Aufgaben des Staates und der Ökonomie sowie um den Umgang mit Arbeitslosigkeit entwickelt hat, sind nämlich die damit verbundenen Probleme noch lange nicht gelöst. Der herausragende Status von (Erwerbs-)Arbeit in den Arbeitsgesellschaften des 21. Jahrhunderts, seien sie nun fordistisch oder post-fordistisch, Wissens- oder Informationsgesellschaften genannt, stellt vielmehr noch immer eine Herausforderung dar, der sich der Einzelne, die Gesellschaft, die Politik und auch die Wissenschaft nicht entziehen kann. Dabei stellen sich die Fragen und Probleme auf unterschiedlicher Ebene, weshalb wir uns auch entschlossen haben, uns einer gewissen Systematik folgend aber in Einzelbeiträgen dem Thema zu nähern.

Arbeit, so lässt sich sagen, ist Teil der *conditio humana*, gerade auch über die Umbrüche ihres Verständnisses und ihrer Organisation hinweg. Über sie definiert sich der »moderne« Mensch, erhält seinen gesellschaftlichen Status und »finanziert« sein Leben sowie auch das sozialstaatliche Arrangement. Was Arbeit aber »genau« ist, was sie definiert und von anderen Tätigkeiten unterscheidet, ist durchaus fraglich. So ist der Begriff der Arbeit selbst, obwohl oder vielleicht gerade weil so viel über sie diskutiert wird, in den letzten Jahren unterbelichtet geblieben bzw. noch immer problematisch. Gerade die Philosophie hat, nach dem Abflauen der marxistischen Tradition, sich diesem Begriff nur wenig zugewendet und ihre analytischen Potenziale dahingehend sicher noch nicht ausgeschöpft.

Aus diesem Grund diskutiert *Otto Neumaier* im ersten Beitrag des vorliegenden Bandes zunächst die unterschiedlichen Verwendungsweisen des Ausdrucks »Arbeit«, um dann in Anschluss an Überlegungen von Hannah Arendt Facetten eines Arbeitsbegriffes sowie Schwierigkeiten und offene Fragen einer zusammenfassenden Definition eines solchen Begriffes aufzuzeigen, ebenso wie Möglichkeiten der systematischen Differenzierung verschiedener Parameter von Arbeitsbegriffen im Allgemeinen.

Arbeit ist freilich immer auch im Wandel begriffen. In den verschiedenen Epochen der Geschichte wandelt sich nicht nur ihr Verständnis, sondern auch ihre Form und Organisation auf je eigene Weise. Und in den letzten Jahren wurde wieder vielfach von einem radikalen Umbruch gesprochen, gar von einem Ende der Arbeit. Auch wenn ein solches nicht nahe zu sein scheint, sind die Umbrüche in der Arbeitswelt doch gravierend und vielfach zu beobachten. Dieser Strukturwandel der Arbeit lässt sich dabei, wie *Gottfried Schweiger* zeigt, mit Hilfe der schillernden Begriffe der »Entgrenzung«, »Subjektivierung« und »Flexibilisierung« fassen. Sie beschreiben dabei die Organisationsveränderung von Arbeit nicht nur hinsichtlich der Arbeit selbst, sondern auch mit Bezug auf die Auswirkungen derselben auf die solcherart Beschäftigten – zielen sie doch auf die »Entgrenzung von Arbeit und Leben«. Die hierdurch hervorgebrachten (neuen) Formen von Arbeit können dabei durch die Einbeziehung des »ganzen Menschen« oder von zumindest bisher dem Betrieb vorbehaltenen lebensweltlichen Ressourcen in den Verwertungsprozess gekennzeichnet werden. Unmittelbar damit verbunden sind die Fragen nach den Gefährdungen und negativen Auswirkungen, die diese neuen Formen der Arbeitsorganisation mit sich bringen, sowie danach, inwiefern sie mit dem zunehmend beobachtbarem Phänomen der Prekarisierung zusammenhängen bzw. dieses mit (ver)ursachen.

Im Anschluss daran stellt *Thomas Böhler* die Frage nach den allgemein-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Arbeit heute begleiten. Der globale Wettbewerb um Standorte, Lohnkosten und Produktionsmittel führt zu Deregulierung, Ausverkauf öffentlicher Güter und Rückbau des Sozialstaates. Die Auswirkungen gehen dabei über die Frage nach neuen Organisationsformen von Arbeit hinaus, bestimmen diese aber wesentlich. Das Zusammenspiel mehrerer Faktoren führt dann auch zu dem vermehrt zu beobachtenden Phänomen der Working Poor bzw. von Armut trotz Arbeit. Zwei Aspekte, die in diesem Zusammenhang selten angesprochen werden, sind dabei die private Haushaltsverschuldung und die Frage, welche Rolle der Faktor Erwerbsarbeit in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Armut spielt. Schließlich gilt es auch die schwierige Frage nach möglichen Lösungsvorschlägen zu stellen. Reichen politische Maßnahmen dabei aus oder bedarf es vielmehr eines Zusammenspiels von politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die in Einbindung der Betroffenen zu realisieren sind?

*Clemens Sedmak* beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Verhältnis von Arbeitslosigkeit und Begriff und Standards von »decency«. Der Begriff von »decent work« bemüht sich, Rahmenbedingungen zu schaffen, die strukturelle Erniedrigung nicht zulassen. Diese Überlegungen kann man auch für den Begriff der »menschenwürdigen Arbeitslosigkeit« fruchtbar machen, was fünf Bedingungen für »decent

unemployment« formulieren lässt: eine Freiheitsbedingung, eine Dialogbedingung, eine Sicherheitsbedingung, eine Lebensqualitätsbedingung, eine Wachstumsbedingung. Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt sind, haben wir es mit menschenunwürdiger Arbeitslosigkeit zu tun. Dabei wird der Begriff der Arbeitslosigkeit als ein Begriff zweiter Ordnung positioniert, der nur in explizitem Bezug auf ein Sozialsystem mit seiner sozialen Grammatik verständlich gemacht werden kann. Der Ausschluss von Menschen aus dem Arbeitsplatzkontext gegen ihren Willen führt, so die weiteren Überlegungen, zu struktureller Erniedrigung. Angesichts der moralischen Kosten von Arbeitslosigkeit ist die Frage zu stellen, ob Arbeitslosigkeit nicht als Sozialpathologie anzusehen ist, als Störung des sozialen Zusammenlebens, die es einzelnen Mitgliedern oder Gruppierungen im Rahmen eines Gemeinwesens systematisch unmöglich macht, ein gelingendes Leben (»flourishing life«) zu führen bzw. als Störung, die es dem Gemeinwesen als solchem nicht ermöglicht, langfristig zu bestehen. Der Umstand, dass der Begriff des Tragischen zur Charakterisierung des Begriffs der Arbeitslosigkeit herangezogen werden kann, deutet darauf hin, dass die moralischen Kosten, die hier anfallen, enorm sind. Die Frage bleibt: Können wir diese Identitätskosten vernünftigerweise wollen?

Auch ein Buch über menschenwürdiges Arbeiten ließe sich ohne Unterstützung durch andere Menschen und Institutionen, die für entsprechende Rahmenbedingungen des Arbeitens sorgen, nicht realisieren. Deshalb möchten wir all jenen danken, welche die Entstehung und Veröffentlichung dieses Buches ermöglicht haben. Unser Dank gilt insbesondere der Salzburg Ethik Initiative, ohne deren finanzielle Unterstützung die Verwirklichung dieses Bandes nicht möglich gewesen wäre. Für die gute Zusammenarbeit danken wir auch dem VS-Verlag.

# I. WAS »ARBEIT« BEDEUTET

Otto Neumaier

»Woran arbeiten Sie?« wurde Herr Keuner gefragt.  
Herr Keuner antwortete: »Ich habe viel Mühe,  
ich bereite meinen nächsten Irrtum vor.«

Bertolt Brecht

Würde mich jemand fragen, was ich gerade tue, so könnte ich mit einem gewissen Recht antworten, dass ich an einer Arbeit über Arbeit arbeite. Diese Antwort deutet andererseits jedoch auch an, wie unterschiedlich die Ausdrücke ›Arbeit‹ und ›arbeiten‹ verwendet werden: So bezeichnet etwa das Verb ›arbeiten‹ *im gegebenen Kontext* eine spezifischere Tätigkeit als das zweite Vorkommnis des Nomens ›Arbeit‹, das sich auf eine größere Vielfalt von Handlungsweisen bezieht. Diese stellen wiederum den Gegenstandsbereich der durch das erste Nomen bezeichneten Arbeit dar, mit der jedoch keine *Tätigkeit* gemeint ist, sondern das (angestrebte) *Ergebnis* der in jenem Satz als ›arbeiten‹ bezeichneten Beschäftigung.

Der Umstand, dass wir ein und dasselbe Wort gebrauchen können, um uns auf so verschiedene Phänomene wie Tätigkeiten oder Werke zu beziehen (also auf vorübergehende *Ereignisse* ebenso wie auf physische *Dinge*, die über längere Zeit existieren), ist allerdings noch kein Grund, Verwirrung zu befürchten. Vielmehr können wir davon ausgehen, dass es sich dabei um eine jener »systematischen Mehrdeutigkeiten« handelt, auf die bereits Aristoteles<sup>1</sup> hingewiesen hat: So sagen wir etwa von einer Speise, einem Menschen oder dessen Hautfarbe, diese seien *gesund*, da in all diesen Fällen etwas »auf Gesundheit hin ausgesagt wird, indem es dieselbe erhält oder hervorbringt, oder ein Anzeichen derselben, oder sie aufzunehmen fähig ist«. Ähnlich bezieht sich auch der Ausdruck ›Kunst‹ nicht nur auf ein dem Schaffen von Gegenständen zugrunde liegendes Können, sondern auch auf einen Gegenstand, den jemand aufgrund ihres Könnens schafft, sowie auf den Bereich, in dem sie ihr Können ausübt.<sup>2</sup>

1. Vgl. Aristoteles: *Metaphysik*, Neubearb. der Übers. von H. Bonitz, hg. von H. Seidl, 3., verb. Aufl., Hamburg 1989, 1003a33–1003b16.

2. Im Sinne einer »positiven Diskriminierung« verwende ich im vorliegenden Beitrag außer in Zitaten das weibliche grammatikalische Geschlecht, sofern sich Ausdrücke sowohl auf weibliche als auch auf männliche Personen beziehen können.

Dieser Sprachgebrauch ist durchaus gerechtfertigt, denn bestimmte Tätigkeiten und deren Ergebnisse sind wahrnehmbare *Zeichen* dafür, dass jemand über die (selbst nicht wahrnehmbare) Fähigkeit verfügt, etwas zu tun und dadurch etwas hervorzu- bringen. »Ein innerer Vorgang bedarf« laut Wittgenstein »äußerer Kriterien«. <sup>3</sup> Woher sollten wir etwa wissen, ob jemand, die sagt, dass sie Schmerzen empfindet oder bestimmte Texte lesen kann, tatsächlich solche inneren Gegebenheiten aufweist, wenn nicht *intersubjektiv* etwas zu beobachten ist, das diese Annahme bestätigt bzw. rechtfertigt? Und wenn wir davon ausgehen, dass Kunst von Können komme, unter Kunst also primär bestimmte (innere) Fähigkeiten eines Menschen verstehen, so benötigen wir ebenfalls etwas *Wahrnehmbares* als (äußeres) Kriterium, um feststellen zu können, ob der Anspruch gerechtfertigt ist, dass jemand über Kunst verfügt. Als solches äußeres Kriterium kommt aber (neben jemandes Verhalten) in erster Linie eine Menge von Kunstwerken in Frage, d. h. von Ergebnissen, zu denen die Ausübung jener Fähigkeiten führt. <sup>4</sup> Auch jemandes *Wissenschaft* besteht primär in einer Menge von Fähigkeiten, doch können diese jemandem nur dann mit Recht zugeschrieben werden, wenn uns als »äußere Evidenz« Tätigkeiten und deren Ergebnisse zur Verfügung stehen. <sup>5</sup> In diesem Sinne werden nicht nur die Ausdrücke ›Wissenschaft‹ und ›Kunst‹ systematisch mehrdeutig verwendet, sondern ebenso der Ausdruck ›Arbeit‹. <sup>6</sup>

In diesem Fall erscheint eine solche systematische Mehrdeutigkeit auf den ersten Blick überraschend, da unter Arbeit ja eine Art von *Tätigkeit* (oder deren *Ergebnis*) verstanden wird und jemandes Tätigkeit anscheinend ebenso *beobachtbar* ist wie das Ergebnis, weshalb der systematisch mehrdeutige Sprachgebrauch nicht mit Bezug auf den Zusammenhang zwischen inneren Vorgängen und äußerer Evidenz zu erklären ist. Und doch zeigt sich bei genauerem Betrachten, dass auch jemandes Verhalten nur

---

3. L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, in: L. Wittgenstein: *Schriften*, Frankfurt/M. 1960, § 580 (Orig. 1953).

4. Zu einigen Problemen einer solchen Bestimmung von »Kunst«, insbesondere zur Gefahr der Zirkularität, vgl. O. Neumaier: Kann denn Terror Kunst sein? In: A. Hieke & O. Neumaier (Hg.): *Philosophie im Geiste Bolzanos*, Sankt Augustin 2003, S. 257–282, hier: S. 261f.

5. Da sich »wissenschaftliches Wissen« in der »Begründungspraxis« als *objektiv* gerechtfertigt zu erweisen hat, also unabhängig davon, wer es durch ihre Fähigkeiten entdeckt hat, liegt nahe, dass der Ausdruck ›Wissen‹ in diesem Zusammenhang eher auf das objektiv Gegebene bezogen wird als auf subjektive, »innere« Vorgänge, auch wenn diese dabei sehr wohl eine Rolle spielen.

6. Von den verschiedenen Entsprechungen des Ausdrucks ›Arbeit‹ im Englischen weist insbesondere ›work‹ diese systematische Mehrdeutigkeit auf. Im Sinne von Hannah Arendt ist freilich zu überlegen, ob dabei die Tätigkeit der Arbeit angesprochen wird – oder nicht vielmehr jene des Herstellens; vgl. dazu Abschnitt 2.

dann mit Recht als Arbeit anzusehen ist, wenn dies durch irgendeine äußere Evidenz nahe gelegt wird, d. h., wenn das, was wir beobachten können, bestimmte *Kriterien* erfüllt, die rechtfertigen, von Arbeit zu sprechen (und nicht von etwas anderem). Dabei liegt zum einen nahe anzunehmen, dass zumindest *Ereignisse* und deren *Wirkungen* als kausal (und mithin auch semantisch) miteinander verbunden angesehen werden, zum anderen aber ist zu fragen, ob schlichtweg jede menschliche Verrichtung, die ein *Ergebnis* zeitigt, als Arbeit gilt, ob umgekehrt alles, was Arbeit genannt wird, ein Ergebnis zeitigt, ob alle menschlichen Tätigkeiten, die als Arbeit in Frage kommen, beobachtbar sind, ob beobachtbare Tätigkeiten nicht doch (zumindest in vielen Fällen) psychische Ereignisse einzuschließen haben, um als Arbeit gelten zu können, usw. Deshalb müssen wir die verschiedenen *Verwendungsweisen* des Ausdrucks Arbeit ebenso untersuchen wie die Möglichkeiten, daraus bestimmte *Begriffe* zu gewinnen.

### 1. Die Vielfalt des Sprachgebrauchs

Nicht alle Verwendungsweisen des Ausdrucks »Arbeit« lassen sich auf die geschilderte systematische Weise in *einen* Zusammenhang bringen, noch dazu in einen, der für das Verständnis bestimmter Tätigkeiten von Menschen *relevant* ist. Denken wir etwa daran, dass auch von einem Material wie Holz gesagt wird, es arbeite, oder dass in der Physik Arbeit als »Kraft mal Weg« definiert ist (bzw. als Energiemenge, die von einem System in ein anderes übertragen wird), also ganz anders verstanden wird als im alltäglichen Sprachgebrauch. Selbst wenn wir von solchen Fällen absehen, lässt sich der Ausdruck »Arbeit« nicht auf genau eine Art von Tätigkeit festlegen, allein schon aufgrund der Sprachgeschichte: So betonen etwa Jacob und Wilhelm Grimm, »Arbeit« sei »ein uraltes, viel[e] merkwürdige seitens darbietendes wort«, das ursprünglich eine »auf dem knecht lastende« Tätigkeit »um tagelohn« bezeichnet habe, allmählich aber alles, »was von den sogenannten handwerkern verrichtet wird«, sowie »kopfarbeit, geistige arbeit, bücherarbeit, gelehrte arbeiten«, zudem aber auch »verrichtungen, ohne dasz ein bestimmtes werk hervorgebracht und aufgestellt wird«.<sup>7</sup>

Als Arbeit werden demnach nicht nur zielgerichtete bzw. zweckgebundene menschliche Handlungsweisen bezeichnet, sondern auch solche ohne Zweck und Ziel. Im zweiten Fall wird »die vorstellung der *arbeit*« stattdessen »an einzelne zustände geknüpft, die anhaltende anstrengung oder naturthätigkeit zu erkennen geben. namentlich heiszt reise eine *arbeit*« bzw. überhaupt alles, was mit »groszer mühe und anstren-

7. Vgl. J. & W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. I, Leipzig 1854, Sp. 538 ff.

gung« verbunden ist. Nach Ansicht der Brüder Grimm ist dieser Sprachgebrauch sogar der ursprüngliche, da er sich auf die mühevoll, von *Knechten* zu verrichtende Tätigkeit bezieht<sup>8</sup>, die durch die etymologische Verwandtschaft des Ausdrucks ›Arbeit‹ mit den altkirchenslawischen Wörtern ›rabu‹ (Knecht, Sklave) und ›rabota‹ (Sklaverei, Knechtschaft) belegt wird.<sup>9</sup> Allerdings glauben die Brüder Grimm, dass sich über die Jahrhunderte die Akzente verschoben haben: »während in der älteren sprache die bedeutung von *molestia* und schwerer arbeit vorher[r]schte, die von *opus, opera* zurück trat, tritt umgedreht in der heutigen diese vor und jene erscheint seltner.« Diese sprachliche Entwicklung sei durch eine gesellschaftliche bedingt, denn »seitdem allmä[h]lich die thätigkeit der menschen unknechtischer und freier wurde, war es natürlich den begrif[f] der *arbeit* auf leichtere und edle geschäfte auszudehnen.«<sup>10</sup>

Am Befund der Brüder Grimm hat sich bis heute wenig geändert; unter Arbeit wird also einerseits eine zweckgerichtete (nicht zuletzt berufliche) Tätigkeit sowie deren Ergebnis verstanden, andererseits aber eine (in vielen Fällen, aber nicht notwendigerweise damit zusammenhängende) Anstrengung, Mühe, Plage.<sup>11</sup> Damit stimmt auch die Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm überein, wo freilich (verbunden mit einer gewissen Skepsis bezüglich der Möglichkeit einer klaren Abgrenzung und mit Überlegungen zur historischen Entwicklung) eine systematische Unterscheidung mit weiteren Differenzierungen versucht wird.<sup>12</sup> Demnach

8. J. & W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Sp. 540ff. Tatsächlich wird ›Arbeit‹ im Althochdeutschen fast nur in den Bedeutungen »Drangsal, Mühsal, Beschwer, Plage, Anfechtung« und bloß vereinzelt »im Sinne eines einzelnen Werkes« verwendet; vgl. E. Karg-Gasterstädt & Th. Frings (Hg.): *Althochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Berlin 1968, Sp. 621–630. Im 18. Jahrhundert definiert Adelung Arbeit primär als »Anwendung seiner [physischen oder psychischen] Kräfte, so fern sie mit Anstrengung verbunden ist«, aber auch als »innere Bewegung lebloser Körper« sowie als jegliche »Mühe, Beschwerlichkeit«; vgl. J. Chr. Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, 2., verm. u. verb. Aufl., Bd. 1, Leipzig 1793, Sp. 418.

9. Vgl. dazu Fr. Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 23., erw. Aufl., bearb. von E. Seibold, Berlin–New York 1999, S. 50.

10. J. & W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Sp. 539.

11. Vgl. etwa R. Klappenbach & W. Steinitz (Hg.): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, 1. u. 2. Lfg., Berlin (Ost) 1961, S. 201ff., G. Wahrig, H. Krämer & H. Zimmermann (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Wiesbaden–Stuttgart 1980, S. 299, oder auch *DUDEN. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., Bd. 1, Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich 1999, S. 277.

12. Vgl. zum Folgenden: J. & W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Neubearb., hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. 3, 2. Lfg., Stuttgart 2000, Sp. 180–190.

ist »Arbeit« im ursprünglichen Sinne einer Mühe oder Bedrängnis nicht nur als körperliche oder geistige Anstrengung zu verstehen, sondern auch als ein von höherer Macht verhängtes Unheil sowie spezifischer als die mit der Geburt oder dem Sterben verbundene Anstrengung. Über die Jahrhunderte verlagerte sich das Gewicht zugunsten von Arbeit im Sinne einer Tätigkeit, vor allem insofern, als diese zur Erledigung ansteht oder auf einen materiellen oder ideellen Nutzen gerichtet ist, aber auch im Sinne einer Beschäftigung, mit der jemand ihre Zeit vertreibt, bzw. einer Tätigkeit schlechthin im Gegensatz zur Untätigkeit – sowie in Verbindung damit auch im Sinne des Arbeitsergebnisses oder Werkes und von dessen Herstellungsart.

Das bis heute zu beobachtende Schwanken zwischen »Mühe« und »Tätigkeit«<sup>13</sup> beruht nach Ansicht der Bearbeiter des Deutschen Wörterbuchs auf der »persönlichen (generellen oder situationsbedingten) Einstellung des Individuums zu einer Tätigkeit oder zur Tätigkeit schlechthin. Die Tätigkeit kann als Belastung, als notwendiges und akzeptiertes Mittel der Sicherung des Lebensunterhaltes, als positive Aufgabe oder sogar als Sinn des Lebens angesehen werden.«<sup>14</sup> Im Unterschied dazu (und in Übereinstimmung mit der noch von den Brüdern Grimm selbst gegebenen Erklärung) werden die Wandlungen des Sprachgebrauchs in philosophischen Artikeln vor allem auf sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Faktoren zurückgeführt.<sup>15</sup> Freilich schließt keine dieser Erklärungen die jeweils andere als unplausibel aus. Viel wichtiger ist indes die Frage, wie wir mit all diesen Unterscheidungen umgehen sollen.

Einerseits vermitteln uns die linguistischen Informationen einiges über verschiedene Gesichtspunkte dessen, was alles »Arbeit« genannt wird, sowie darüber, wie unterschiedlich die individuellen und gesellschaftlichen Einstellungen dazu sind, andererseits gewinnen wir dadurch auch nur eine gewisse Ahnung von der Vielfalt der faktischen Verwendungsweisen des Ausdrucks »Arbeit«, jedoch keineswegs ein Wissen über das gesamte Spektrum der Bedeutungen dieses Ausdrucks, geschweige denn einen Anhaltspunkt dafür, welche der Bedeutungen für eine ethische oder sozialphilosophische Diskussion von Belang sind. Um etwas über die Bedeutung(en) eines Wortes zu erfahren, genügt jedenfalls nicht, die Verwendungsweisen des Ausdrucks selbst anzugeben; vielmehr müssen wir auch die *Alternativen* dazu untersuchen, also jene

13. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in der dem vorliegenden Text als Motto vorangestellten Keuner-Geschichte; vgl. B. Brecht: *Geschichten vom Herrn Keuner*, Frankfurt/M. 2006, S. 18.

14. J. & W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Neubearb. (wie Anm. 12), Sp. 181.

15. Vgl. etwa M.-D. Chenu: Arbeit [I], in: J. Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Basel–Stuttgart 1971, Sp. 480ff.; H. J. Krüger: Arbeit [III], in: J. Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, a. a. O., Sp. 482–487.

Ausdrücke, die im gesamten Wortfeld das bezeichnen, was in der einen oder anderen Hinsicht *nicht* Arbeit ist.<sup>16</sup> So können wir etwa überlegen, ob von Arbeit zu sprechen ist, wenn jemand etwas *spielerisch* tut<sup>17</sup>, oder ob der Umstand, dass Arbeit oft auf ein Ergebnis gerichtet ist, rechtfertigt, jede auf ein Ergebnis gerichtete Tätigkeit, insbesondere jeden *Schaffensprozess*, als Arbeit zu bezeichnen.<sup>18</sup> Dies dürfte wohl vielen Menschen ebenso eigenartig erscheinen wie die Vorstellung, dass jemand arbeitet, der – wie Herr Keuner – überlegt, inwiefern er sich als nächstes irren könnte.

Eine andere Möglichkeit, den Bedeutungsspielraum von ›Arbeit‹ einzuschätzen und darin angelegte Differenzierungen zu erkennen, besteht in der Untersuchung der Gegebenheiten in *anderen* Sprachen. So werden etwa im Englischen dem Wortfeld »Arbeit« (abgesehen von physikalischen Termini, z. B. ›energy‹) nicht nur Wörter wie ›activity‹ zugeordnet, die eine Tätigkeit im allgemeinen Sinne bezeichnen, sondern gleich mehrere, in denen jemandes Aufgabe oder Leistung angesprochen werden (z. B. ›assignment‹, ›business‹, ›duty‹, ›performance‹ oder ›task‹). Verweisen Ausdrücke wie ›employment‹, ›job‹ oder ›occupation‹ auf die Beschäftigung, mit der jemand ihren Lebensunterhalt verdient, so betonen ›work‹, ›workmanship‹ oder ›paper‹ das Ergebnis des Tuns sowie dessen Beschaffenheit, Vokabeln wie ›effort‹, ›labor‹, ›toil‹ oder ›trouble‹ hingegen verschiedene Formen der Anstrengung oder Mühe. Ausdrücke wie ›chore‹ oder ›housework‹ erinnern uns schließlich daran, dass wir im Deutschen bei der Diskussion des Themas Arbeit auch Komposita zu berücksichtigen haben, nicht nur ›Hausarbeit‹, sondern auch ›Routine (arbeit)‹, ›Feldarbeit‹ und dergleichen.<sup>19</sup>

16. Laut Saussure erhält jedes sprachliche Zeichen seinen »Wert« durch die Menge der anderen Zeichen, die als Alternative dazu verwendet werden könnten; vgl. F. de Saussure: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, übers. v. H. Lommel, 2. Aufl., Berlin 1967, S. 94f., 131ff.

17. Mit Bezug auf ein in Luzern gegebenes Konzert wurde z. B. Maurizio Pollini einmal als »Tastenspieler« bezeichnet, und zwar vor allem deshalb, weil er dort das 2. Klavierkonzert von Brahms spielte, von dem der Brahms-Biograph Walther Niemann sagte, jeder Pianist müsse, wenn er dieses Konzert spiele, »sein Virtuosentum verleugnen und zum Arbeiter des Klavierspiels werden«; vgl. W. Niemann: *Brahms*, Berlin 1920, S. 267. Die Pointe dieser Bemerkung beruht freilich darauf, dass künstlerisches Spiel gewöhnlich als *Gegensatz* zu »Arbeit« gesehen wird (auch wenn viel Arbeit notwendig ist, um es zu erlangen).

18. Dies dürfte vor allem mit Blick auf Kunstschaffende wie Mozart oder Picasso als unangemessen angesehen werden, die anscheinend oder scheinbar spielerisch Neues (er) fanden – wiewohl sich zeigen lässt, dass der Weg zu einem Werk auch für sie (genauso wie für einen Beethoven oder Czerny) oft mit gewissen Anstrengungen oder Mühen verbunden war; vgl. auch Abschnitt 3.

19. Ähnliches gilt etwa für das Französische, wo Wörter wie ›action‹, ›besogne‹, ›boulot‹, ›contrôle‹, ›corvée‹, ›devoir‹, ›domaine‹, ›emploi‹, ›gagne-pain‹, ›job‹, ›labeur‹, ›main-d'œuvre‹, ›métier‹, ›œuvre‹, ›ouvrage‹, ›tâche‹, ›travail‹ oder ›turbine‹ verschiedene Aspekte von »Arbeit« bezeichnen.

Indem wir versuchen, den Sprachgebrauch möglichst umfassend zu beschreiben, gewinnen wir nicht nur eine Einsicht in die Vielfalt der Bedeutungen von ›Arbeit‹, sondern auch darin, dass den verschiedenen Verwendungsweisen nicht notwendigerweise etwas gemeinsam ist, was das »Wesen« von Arbeit ausmacht und rechtfertigt, in allen erwählten Fällen davon zu sprechen; vielmehr bestehen dazwischen *Familienähnlichkeiten* der Art, wie sie Wittgenstein ins Spiel gebracht hat.<sup>20</sup> Denken wir etwa daran, dass das »Verhalten« von Materialien in Analogie zum Tun von Menschen als Arbeit bezeichnet wird oder dass die Aspekte des Tätigseins, des Bezugs auf ein Werk und der Mühe nicht nur in Verbindung miteinander, sondern auch unabhängig voneinander dazu führen können, dass von Arbeit gesprochen wird.

Zu den Gegebenheiten alltäglicher Kommunikation gehört zudem, dass die Vielfalt des Sprachgebrauchs »nichts Festes, ein für allemal Gegebenes« ist, »sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen.«<sup>21</sup> Einen Eindruck davon können uns auch die Einblicke in die Geschichte der Verwendungsweisen des Ausdrucks ›Arbeit‹ vermitteln. Wenn wir bei der Diskussion von Problemen in Zusammenhang mit Arbeit auf dem Boden des alltäglichen Sprachgebrauchs bleiben, so müssen wir derlei Wandlungen ebenso in Kauf nehmen wie die Tatsache, dass die Alltagskommunikation mit Analogien, Metaphern, ironischen Wendungen und anderen Formen des *indirekten*, nicht wörtlich gemeinten bzw. zu verstehenden Sprachgebrauchs durchsetzt ist. So mögen etwa zwar Ausdrücke wie ›Trauerarbeit‹ oder ›Sisyphosarbeit‹ wegen der darin angesprochenen Mühe mit einer der erwähnten wörtlichen Bedeutungen von ›Arbeit‹ zusammenhängen<sup>22</sup>, doch scheint die Rede davon, dass zwei Computerprogramme zusammenarbeiten, eher metaphorisch zu verstehen sein, und wenn es heißt, jemand habe ganze Arbeit geleistet, so ist dies oft durchaus ironisch gemeint.

Nach Ansicht von Wittgenstein darf die Philosophie »den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. Denn sie kann ihn auch nicht begründen. Sie läßt alles wie es ist.«<sup>23</sup> Eine Konsequenz dieses Standpunktes ist die Beschränkung auf eine rein *deskriptive* Betrachtung von

20. Vgl. L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen (wie Anm. 3), §§ 65 ff.

21. Ebenda, § 23. Als Beispiel für einen solchen Prozess nennt Wittgenstein interessanterweise »die Wandlungen der Mathematik«.

22. Ähnliches gilt für Ausdrücke wie ›Beziehungsarbeit‹ oder ›Gottesarbeit‹, die Clemens Sedmak zur Diskussion stellt; vgl. Cl. Sedmak: Menschenwürdige Arbeitslosigkeit. »Decency« und Arbeitsmarkt, *im vorliegenden Band*, S. 133–192, hier: S. 136.

23. L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen (wie Anm. 3), § 124.

Sprache, durch die wir *bestenfalls* eine einigermaßen vollständige Übersicht über die *Vielfalt* der Verwendungsweisen von Ausdrücken erhalten. Eine solche Übersicht ist zwar für viele Zwecke notwendig und nützlich sowie Ausgangspunkt weiterführender sprachphilosophischer Überlegungen, eine andere Frage ist allerdings, ob es sinnvoll ist, dabei stehenzubleiben, denn eine rein deskriptive Betrachtungsweise der Sprache erlaubt uns *nicht mehr* als eine Aufzählung, möglichst genaue Beschreibung und Unterscheidung der verschiedenen tatsächlich gepflegten Verwendungsweisen, während wir darauf verzichten müssen, diese in irgendeiner Hinsicht zu *begrenzen*. Aus rein deskriptiver Perspektive ist es also nicht an uns zu entscheiden, ob der Ausdruck ›Arbeit‹ wörtlich oder indirekt, sinnvoll oder verrückt oder wie auch immer verwendet wird; vielmehr haben wir uns mit dem Beschreiben zu bescheiden.

Bereits wenn uns daran liegt zu *erklären*, wie ein Ausdruck verwendet wird, bzw. zu *bestimmen*, was es heißt, einen Ausdruck auf diese oder jene Weise zu verwenden, vor allem aber, wenn wir in der Lage sein möchten, bestimmte Verwendungsweisen als unangemessen zu *kritisieren*, bleibt uns nichts anderes übrig, als den rein deskriptiven Ansatz aufzugeben und in gewissem Sinn einen normativen Standpunkt einzunehmen, d. h., mit Bezug auf bestimmte (nicht zuletzt wissenschaftliche) Zwecke aus den vielen verschiedenen Verwendungsweisen eines Ausdrucks einen *Begriff* davon zu gewinnen bzw. festzulegen, der manche Verwendungsweisen als für den fraglichen Zweck adäquat von anderen (dafür nicht adäquaten) abgrenzt.<sup>24</sup> So können wir z. B. definieren, dass »ein Schritt« so viel sei wie »75 cm«. Wenn wir diese Bestimmung ernst nehmen, so heißt das, dass alles, was nicht 75 cm lang ist, nicht der Länge von einem Schritt gleichkommt.<sup>25</sup> Dies gilt auch für einen Ausdruck wie ›Arbeit‹, der

24. Zu einem Versuch, auf diese Weise einen Begriff von Verantwortung im Sinne einer moralischen Pflicht zu bestimmen, vgl. O. Neumaier: *Moralische Verantwortung. Beiträge zur Analyse eines ethischen Begriffs*, Paderborn 2008, bes. S. 23–29. Dieser Versuch setzt voraus, dass wir uns zunächst auf *wörtliche* Verwendungsweisen der relevanten Ausdrücke beschränken, da sonst der *Gegenstand* der Analyse nicht hinreichend klar zu bestimmen ist. Dies erscheint auch mit Bezug auf den Ausdruck ›Arbeit‹ sinnvoll, mit dem wir ja nicht immer etwas bezeichnen, das zur Vielfalt dessen gehört, worauf der Ausdruck ›Arbeit‹ im wörtlichen Sinne anzuwenden ist.

25. Dieses Beispiel übernehme ich von Wittgenstein, der betont, dass Definitionen der Verwendung eines Ausdrucks »für einen besonderen Zweck [...] eine Grenze ziehen. Machen wir dadurch den Begriff erst brauchbar? Durchaus nicht! Es sei denn, für diesen besonderen Zweck«; vgl. L. Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* (wie Anm. 3), § 69. Dabei müssen wir uns bewusst sein, dass wir die Bedeutung eines Ausdrucks dementsprechend »einengen«, wie Wittgenstein an anderer Stelle, aber mit Bezug auf dasselbe Beispiel betont; vgl. L. Wittgenstein: *Philosophische Bemerkungen*, hg. von R. Rhees (= Schriften 2). Frankfurt/M 1964, § 69.

mit Bezug auf seine Bedeutung für manche philosophischen bzw. wissenschaftlichen Zwecke von anderen Tätigkeiten (oder sonstwelchen Phänomenen) abzugrenzen ist. Ein Versuch einer solchen Abgrenzung stammt etwa von Hannah Arendt.

## 2. Arendts Unterscheidung menschlicher Grundtätigkeiten

Im Jahre 1958 veröffentlichte Hannah Arendt ihr Werk *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, das – wie der englischen Originaltitel deutlicher macht – nichts anderes ist als ein philosophischer Versuch über die *conditio humana*.<sup>26</sup> Arendt geht dabei von biologischen »Grundbedingungen« menschlicher Existenz aus, insbesondere von den Tatsachen, die sie als *Natalität* und *Mortalität* bezeichnet. Damit meint Arendt, dass das menschliche Leben »durch Geburt zur Welt kommt und durch Tod aus ihr wieder verschwindet.«<sup>27</sup> Allerdings ist Menschsein nicht schlichtweg durch Bezug auf diese Grundbedingungen zu *erklären*, »weil keine von ihnen absolut bedingt«, und zwar dadurch, dass »die Menschen, wiewohl sie unter den Bedingungen der Erde leben und wahrscheinlich immer unter ihnen leben werden, doch keineswegs im gleichen Sinne erdgebundene Kreaturen sind wie alle anderen Lebewesen. Dankt doch die moderne Naturwissenschaft ihre außerordentlichen Triumphe dem, daß sie ihren Blickpunkt geändert hat und auf die erdgebundene Natur so blickt und sie so behandelt, also ob sie gar nicht auf der Erde, sondern im Universum lokalisiert wäre.«<sup>28</sup>

Mit Bezug auf die existenziellen Grundbedingungen von Natalität und Mortalität unterscheidet Hannah Arendt drei menschliche Grundtätigkeiten (für die im Alltag ebenso wie für das Tätigsein im Allgemeinen oft schlichtweg der Ausdruck »Arbeit« verwendet wird), nämlich *Arbeiten*, *Herstellen* und *Handeln*. Diese sind in ihren Augen *Grundtätigkeiten*, »weil jede von ihnen einer der Grundbedingungen entspricht, unter

26. H. Arendt: *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, II. Aufl., München 1999; engl. Orig. u. d. T. *The Human Condition*, Chicago 1958.

27. H. Arendt: *Vita Activa* (wie Anm. 26), S. 17f.

28. Ebenda, S. 21. Arendt geht dabei nicht auf die Frage ein, inwieweit moderne Fortpflanzungstechnologien, die in mehrerlei Hinsicht neue Antworten auf die Frage nach dem Beginn des menschlichen Lebens erfordern, sowie die von Wissenschaftstreibenden angestrebten Möglichkeiten der Verlängerung des menschlichen Lebens (bis hin zu »ewiger Jugend« dank Stammzellentherapie oder Beeinflussung des Zelltds) einen Wandel der *conditio humana* bzw. unseres Selbstverständnisses bewirken. Vermutlich haben sich dadurch aber die »Grundbedingungen« der Natalität und Mortalität ebenso verändert wie unser Verständnis der darauf bezogenen »Grundtätigkeiten«, nicht zuletzt der *Arbeit*, die im Sinne von Arendt ja den elementaren Lebensprozessen dient.

denen dem Geschlecht der Menschen das Leben auf der Erde gegeben ist.«<sup>29</sup> Die drei menschlichen Grundtätigkeiten sind zwar auf jene Bedingungen menschlicher Existenz bezogen, doch sind sie für die Menschen zugleich ein Mittel, ihre Lebensbedingungen selbst zu gestalten. Insbesondere gilt dies für das kommunikative Handeln, das für das menschliche Leben mehr als die anderen Tätigkeiten *konstitutiv* ist, denn ein Individuum kann zwar andere für sich arbeiten oder herstellen lassen, doch »ein Leben ohne alles Sprechen und Handeln [...] wäre buchstäblich kein Leben mehr.«<sup>30</sup> Durch dieses Handeln ist der Mensch jedoch »von Natur aus« ein *soziales* Wesen.

Von den drei Grundtätigkeiten entspricht die *Arbeit* laut Arendt »dem biologischen Prozeß des menschlichen Körpers, der in seinem spontanen Wachstum, Stoffwechsel und Verfall sich von Naturdingen nährt, welche die Arbeit erzeugt und zubereitet, um sie als die Lebensnotwendigkeiten dem lebendigen Organismus zuzuführen.« Die Grundbedingung der Arbeit ist »das Leben selbst.«<sup>31</sup> Im *Herstellen* zeigt sich »das Wiedernatürliche eines von der Natur abhängigen Wesens«, für das der Weiterbestand der Gattung kein Ersatz »für seine individuelle Vergänglichkeit« ist. Durch das Herstellen entsteht eine »künstliche Welt von Dingen, die sich den Naturdingen nicht einfach zugesellen, sondern sich von ihnen dadurch unterscheiden, daß sie der Natur bis zu einem gewissen Grad widerstehen und von den lebendigen Prozessen nicht einfach zerrieben werden.« Die Grundbedingung des Herstellens ist »Weltlichkeit«, d. h. »die Angewiesenheit menschlicher Existenz auf Gegenständlichkeit und Objektivität.« Das *Handeln* aber ist die einzige menschliche Tätigkeit, »die sich ohne Vermittlung von Materie, Material und Dingen direkt zwischen Menschen abspielt.« Ihre Grundbedingung ist »die Tatsache, daß nicht ein Mensch, sondern viele Menschen auf der Erde leben und die Welt bevölkern. [...] Das Handeln bedarf einer Pluralität, in der zwar alle dasselbe sind, nämlich Menschen, aber dies auf die merkwürdige Art und Weise, daß keiner dieser Menschen je einem anderen [völlig] gleicht.«

Mit der Annahme dreier menschlicher Grundtätigkeiten versucht Arendt die Bedingungen des Menschseins insofern zu differenzieren, als sie damit verschiedene Möglichkeiten anspricht, wie die Menschen ihr Leben zwischen den Polen *Geburt* und *Tod* gestalten *können* (wobei sie diese Möglichkeiten andererseits auch auf unterschiedliche Weise nützen *müssen*, um überhaupt ein Leben führen zu können):

(i) Mit Bezug auf den *Lebensanfang* haben jene Tätigkeiten die Aufgabe, »für die Zukunft zu sorgen, bzw. dafür, daß das Leben und die Welt dem ständigen Zufluß

29. H. Arendt: *Vita Activa* (wie Anm. 26), S. 16.

30. Ebenda, S. 215.

31. Vgl. dazu sowie zum Folgenden H. Arendt: *Vita Activa* (wie Anm. 26), S. 16f.

von Neankömmlingen [...] gewachsen und auf ihn vorbereitet bleibt. Dabei ist aber das Handeln an die Grundbedingung der Natalität enger gebunden als Arbeiten und Herstellen. [...] Im Sinne von Initiative – ein *initium* [d. h. einen Anfang] setzen – steckt ein Element von Handeln in allen menschlichen Tätigkeiten, was nichts anderes besagt, als daß diese Tätigkeiten eben von Wesen geübt werden, die durch Geburt zur Welt gekommen sind und unter den Bedingungen der Natalität stehen.«

(ii) In Hinblick auf das *Lebensende* »sichert die Arbeit das Am-Leben-Bleiben des Individuums und das Weiterleben der Gattung; das Herstellen errichtet eine künstliche Welt, die von der Sterblichkeit der sie Bewohnenden in gewissem Maße unabhängig ist und so ihrem flüchtigen Dasein so etwas wie Bestand und Dauer entgegenhält. Das Handeln schließlich, soweit es der Gründung und Erhaltung politischer Gemeinwesen dient, schafft die Bedingungen für eine Kontinuität der Generationen, für Erinnerung und damit für Geschichte.«<sup>32</sup>

Demnach hat das *Handeln* in Arendts Augen für das Leben der Menschen in mancher Hinsicht noch größere Bedeutung als die anderen Grundtätigkeiten, sowohl individuell als auch und vor allem in den sozialen Aspekten des Lebens. Das Handeln ist jene Tätigkeit, die sich *direkt* zwischen den Menschen abspielt, die für das Menschsein (wie erwähnt) *unabdingbar* ist und die mit dem »Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt«, am engsten verknüpft ist; in Zusammenhang damit ist aber auch »ein Element von Handeln in allen menschlichen Tätigkeiten.« Dies hindert andererseits nicht, dass *alle* drei Grundtätigkeiten für das menschliche Leben wesentlich sind, und jede davon auf ihre je *eigene* Weise. Der Unterschied zwischen diesen Tätigkeiten ist den Menschen jedoch nicht immer hinreichend bewusst, obwohl laut Arendt »alle europäischen Sprachen, die toten wie die lebenden, [...] etymologisch völlig eigenständige Worte enthalten. [...] Und wenn der Sprachgebrauch auch immer dazu geneigt hat, diese Worte als Synonyme zu behandeln, haben sie sich doch bis in unsere Zeit als getrennte erhalten.«<sup>33</sup>

Nach Ansicht von Arendt wurde in der Antike der Unterschied zwischen Arbeit und Herstellen vernachlässigt, da die Arbeit zumindest in jenen ihrer Aspekte gering geschätzt wurde, »die unmittelbar mit der Notdurft des Lebens verbunden sind und daher keine Spuren hinterlassen, kein Denkmal, kein Werk, kein Ding von Bestand«. Später »griff die Verachtung aller Tätigkeiten, die nicht direkt dem Politischen galten,

---

32. Ebenda, S. 18.

33. Ebenda, S. 99. Diese Beobachtung ist durchaus richtig, jedoch insofern zu relativieren, als die Neigung, etwa den Ausdruck »Arbeit« als Synonym für die anderen von Arendt unterschiedenen Tätigkeiten sowie für menschliches Tun im Allgemeinen zu verwenden, unübershbar ist.

und die politische Forderung, sich ihrer zu enthalten [...], immer mehr um sich, bis sie schließlich ganz allgemein einschloß, was nur überhaupt eine größere körperliche Anstrengung verlangte.«<sup>34</sup> Die von Arendt angenommene Missachtung der Arbeit war demnach mit der Betonung der *politischen* Stellung des Menschen und der Kritik am Unpolitischen bzw. *Privaten* verknüpft, wie sie bereits im Ausdruck ›privatus‹ zur Geltung kommt, der einen Mann bezeichnet, der über kein öffentliches Amt verfügt.

Laut Arendt ist es unter den ideologischen Vorgaben der damaligen Zeit keineswegs überraschend, dass einerseits das Soziale betont wurde, andererseits aber Ausdrücke, die das Herstellen oder Arbeiten bezeichnen, überaus vage gebraucht wurden. Erstaunlicher ist in ihren Augen, dass sich die Unklarheit mit Bezug auf Arbeit und Herstellen auch in der Neuzeit findet, wiewohl unter ganz anderen Vorzeichen: Durch die »Glorifizierung der Arbeit als Quelle aller ›Werte‹« trat laut Arendt »das Animal laborans an die Stelle des Animal rationale«, und der Unterschied »zwischen Animal laborans und Homo faber, zwischen der ›Arbeit unseres Körpers‹ und dem ›Werk unserer Hände‹« wurde verwischt. »Statt dessen findet sich bereits in den Anfangsstadien der modernen Entwicklung die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, die dann von der Differenzierung zwischen gelernter und ungelernter Arbeit ersetzt wurde, um schließlich von der Einteilung aller Tätigkeiten in Kopf- und Handarbeit überspielt zu werden.«<sup>35</sup>

Einen Grund für die Unklarheit »unserer« Vorstellungen von den menschlichen Grundtätigkeiten erblickt Arendt darin, dass in den modernen Industriegesellschaften eine dieser Tätigkeiten, nämlich das *Herstellen*, dabei ist, die anderen Tätigkeiten zu *verdrängen* und das Leben der Menschen in immer höherem Maße zu bestimmen. Dementsprechend verändert sich die *conditio humana* der in solchen Gesellschaften lebenden Menschen entsprechend den Gegebenheiten des *Herstellens*. Laut Arendt ist das Herstellen durch *Zweck-Mittel-Relationen* bestimmt, d. h., der gesamte Prozess

---

34. H. Arendt: *Vita Activa* (wie Anm. 26), S.100. Darin zeigt sich eine etwas einseitige Sicht der Antike. Wie im Gegensatz dazu etwa Bernd Steinmetz ausführt, wurde in der Antike (nicht zuletzt von Aristoteles, auf den sich Arendt bezieht) Arbeit im Sinne einer »angemessenen Tätigkeit« durchaus geschätzt, jedoch von der »unwürdigen Mühe körperlicher Plackerei« unterschieden; vgl. B. Steinmetz: *Über den Wandel der Arbeit und das Problem der Arbeitslosigkeit*, Münster 1997, S.18ff. Wenn Johannes Rohbeck im Unterschied zu Arendt der Arbeit eine Rolle für »die Vorstellung einer vom Menschen hergestellten Geschichte« zuschreibt, so ist andererseits zu bedenken, dass Arbeit in seinem Sinne weitgehend dem Herstellen bei Arendt entspricht; vgl. dazu J. Rohbeck: Die Bedeutung des Arbeitsbegriffs für eine Theorie der Geschichte, in: P. Damerow, P. Furth & W. Lefèvre (Hg.): *Arbeit und Philosophie*, Bochum 1983, S. 35–41, hier: S. 35.

35. H. Arendt: *Vita Activa* (wie Anm. 26), S.103.